Jahrgang — Nr. 15 816 · Samstag/Sonntag, 17./18. April 1937 · Gründungsjahr des Verlags 1725

Bezugspreis . . . . monatlich 2 RM
Illustrierte . . . . 30 Pf
frei Haus einschließlich Botenlohn und Versandkosten.
Postbezugspreis monatlich 2.30 RM mit Illustrierte einschließl. Postüberweisungsgebühr, ausschließl. Postzustellgeld. Einzelverkaufspreis 10 Pf
Anzeigengrundpreis für die Großspalte (46 mm) . . mm 18 Pf
Textanzeigen (78 mm) . . mm 100 Pf
Einspaltige Anzeigen bis 10 cm Höhe . . . . mm 15 Pf
Schiffahrts-, Bäder-, Gasthofs-, Gaststätten-Anzeig. mm 15 Pf
Vereins-Anzeigen . . . . mm 10 Pf
Fam.-Anzeigen, Nachrufe mm 10 Pf
Stellengesuche . . . . . . mm 5 Pf
Priv.Wortanzeig. b. 5 cm Wort 5 Pf
Ziffer- und Auskunftsgebühr 30 Pf
Nachlässe: Malstaffel I. Mengenstaffel B. Anzeigenpreisliste Nr. 5.
Durchschn.-Aufl. III/37 über 19 000

General-Anzeiger

für Bonn und Umgegend

Bonner Nachrichten

Godesberger Nachrichten / Siegburger Nachrichten / Euskirchener Nachrichten

Druck u. Verlag: Bonner Nachrichten Hermann Neusser, Kom.-Ges., Bonn
Geschäftsstelle Bonn a. Rh., Bahnhofstraße 12. Sammelruf: 3851—53.
Ferngespräche 3858.
Postscheckkonto Köln 18672. Bankkonten: Girokonto: Reichsbank Bonn. Deutsche Bank u. Disconto-Gesellsch.
Annahme von Zeitungsbestellungen und Anzeigen:
Bonn . . . . . . Bahnhofstraße 12
Kessenich . . . . . . Markusstraße 62
Godesberg . . . . Bahnhofstraße 30
Euskirchen . . . . Bahnhofstraße 13
Beuel . . . . Adolf-Hitler-Straße 6
Obercassel . . . . . . Hauptstraße 144
Oberdollendorf. Heisterbacherstr. 61
Königswinter . . . Hauptstraße 87
Honnef . . . . . . Hauptstraße 49
Siegburg . . . . Adolf-Hitler-Platz 18
Troisdorf . . . . Kölner Straße 77
Hennef . . . . . . Bahnhofstraße 11
Wissen . . . . . . Kaiser-Allee 16

Indianer!

Meine tiefgründige „**Gebrauchsanweisung für Lassos**“ in der Samstagsnummer zieht weitere Kreise. Drei Zuschriften sind schon da. Ein junger Freund schreibt:

Lieber Onkel Grünspan!

Das mit dem Lasso hast Du fein gemacht, ich habe es direkt nachgemacht. Unsere Anna hat mir die Wäscheleine gegeben und die Mutter hat geschimpft. Ich kann es aber noch nicht so gut wie Du. Wir spielen oft Indianer und Otto sagt auch, Du sollst uns eine schöne Indianergeschichte erzählen. Bitte tu das auch. Otto ist gespannt und ich auch. Aber eine schöne. Das habe ich hier getippt auf der Schreibmaschine. Vati weiß es aber nicht.

Was soll man dazu sagen? Umsomehr, da ein anderer junger Freund in dieselbe Kerbe schlägt, dabei aber vorsichtigerweise anfragt, ob das denn auch „wirklich und wahrhaftig **wahr**“ sei, was ich da von den Indianern erzähle. — Bei meinem Skalp (der allerdings reichlich vermottet ist) es ist wahr! Noch leben große Zeugen jener großen Zeit. Man befrage sie!

Was ist denn da auch Unglaubliches an diesen „kleinen Episoden“? Jeder Junge, der einigermaßen frisch und gesund war, hat sie erlebt. Sicherlich damals, als die Jugend noch keinen **Sport** im heutigen Sinne kannte. Der „Fußball“ war uns fast unbekannt, das einzige, was wir unter Sport verstanden, was „Rechtschlag“; das war eine Art von Schlagballspiel. So waren wir auf uns selbst angewiesen und formten unsere Spiele nach unserer allerdings sehr lebhaften Phantasie. Und da wir zudem weit draußen vor der Stadt, inmitten von Feldern und grünen Gärten wohnten, waren die Vorbedingungen zu unserem „Indianertum“ gegeben.

Das war zur Zeit, da **Karl May**, der kühnste Held unserer Jugend, seine „Heldenbücher“ schrieb. Bücher, deren Titel uns schon allein in einen Fieberrausch versetzte und die wir Knaben zu jeder Tag- und Nachtzeit mit Heißhunger verschlangen. (Uebrigens waren es am 30. März genau 25 Jahre, daß Karl May in Radebeul bei Dresden zu Grabe getragen wurde). Der alberne, meist aus Mißgunst angezettelte Literatenstreit um Karl May hat uns kalt gelassen; **wir** haben unseren Karl May gelesen und ihm ein Denkmal gesetzt in unseren jungen Herzen. Und heute noch stehe ich nicht an, dem Mann, der mich Dreikäsehoch zum „Manne“ machte, meine Verehrung zu Füßen zu legen. Trotz alledem! Und obschon das neidische Gekläff auch nach seinem Tode nicht verstummte. Sein Schrifttum wurde entrüstet abgelehnt, zum mindesten nachsichtig belächelt. Aber diesem literarischen Streit stand gegenüber die Verehrung, Liebe, ja Begeisterung der Jugend, die ihn las und — heute noch liest. (Nebenbei nur sei gesagt, daß der große Germanist Eduard Sievers im hohen Alter sämtliche Bücher Karl Mays mit hohem Vergnügen Nacht für Nacht las, wenn der Schlaf ihm fern blieb.)

Was besagt da der Einwand, Karl May habe die geschilderten Abenteuer niemals „erlebt“, er kröne sich selbst zum Helden, schneide gewaltig auf und vergifte durch sein „verlogenes Geschwätz“ die Seele der Jugend! Da wir aber die Wahrheit durch **eigne** Erfahrungen am besten erkennen lernen, darf ich mir wohl eine bescheidene Bemerkung erlauben: Dieser Karl May hat die Seele der Jugend **nicht** vergiftet — im Gegenteil, er hat sie gefüllt mit Achtung und Liebe zu Gott und Natur, zu allem Guten und Schönen, hat sie mutig und mit kühner Zuversicht erfüllt. Nicht mit weise erhobenem Zeigefinger, so von oben herab, sondern mit klugem pädagogischem Geschick: durch das Beispiel seiner „Helden“. Was weiß die Jugend von „literarischer“ Wertung? Sie fühlt und wertet die „seelische“ Wirkung und eben diese „Wirkung“ steigerte die Auflageziffer der Karl-May-Bücher ins Ungemessene.

Da war vor allem „Winnetou“, der Häuptling der Apachen! (Sein Name wird nach Karl May ausgesprochen Winneto-u; das o-u sehr schnell hintereinander als Diphtong). Und obschon er dem von uns Sioux-Indianern heftig befehdeten Stamme der Apachen angehörte, brachten wir Knirpse schon soviel Objektivität auf, seinen Ruhm als berechtigt anzuerkennen. Sein Häuptlingsleben war jedem unserer Stammesbrüder unbedingtes Vorbild.

Unser fünfköpfiger Stamm, das darf ich wohl sagen, hielt wie Pech und Schwefel zusammen, wozu denn sonst wären wir durch eine „Blutsbrüderschaft“ verbunden gewesen! Auch waren wir wohlausgerüstet zu jedem „Kriegspfad“. Wir besaßen ein Tipi (das ist „indianisch“ gesprochen, ein Zelt), und wir hatten einen „Wigwam“; das war eine leerstehende Knollenmiete hinter dem früheren Peters Holzlager an der Bornheimer Straße. Wigwam, das mußt Du wissen, mein junger Stammesbruder, ist nämlich nicht ein Zelt, sondern eine Rinden-(Holz-)hütte. (Zelt heißt Tipi.) Wir besaßen Bogen und Pfeile aus Schirmdrähten, Tomahawks, Mokassins (Sandalen), Skalpmesser, Lassos und Kopfschmuck. Allerdings stammten die Federn nicht von erlegten Adlern, sondern von einem friedfertigeren Federvieh, nämlich von Hühnern, denen wir oft genug die größten Federn listig auszurupfen verstanden.

Und vor allem, junger Freund, trugen wir stolze Namen. Ohne Namen kein richtiger Indianer! Der gehört dazu wie Salz in die Suppe. Unser Häuptling, „de Wellings Fuss“ (er hatte brandrotes Haar) trug den kühnen Namen „Mato-Si“, d. h. „Gelber Bär“, „de Breuersch Pitte“ hieß „Der rasselnde Donner“, „de Mursch Käß“ nannte sich stolz „Schunkto-ketscha“ („Der große Wolf“), „de Havesch Franz“ wer „Der schwarze Büffel“ und ich hieß, wie Du weißt, „Der schnelle Pfeil“. Zu unserem Stamm gehörten zwar noch einige Indianer-Aspiranten; sie wurden aber nur zur Verstärkung herangezogen, bildeten gewissermaßen eine Ersatz-Reserve, wenn wir uns auf dem Kriegspfad befanden.

Nur eines fehlte uns. Es war unser größter Schmerz: Wir hatten keine Pferde, um tollverwegen in rasendem Galopp durch Steppen und Pampas zu jagen. Und wir hätten doch so gern ein „Ilatatitla“ oder eine „Rih“ gehabt, sagenhafte Pferde, von denen Karl May so herrliche Taten kündet. Daß wir keine „Donnerbüchsen“ besaßen, konnten wir schon verschmerzen, obschon ein zwanzigpfündiger „Bärentöter“ oder ein „Henrystutzen“ gewiß nicht zu verachten gewesen wäre. Dafür besaßen wir wie gesagt Pfeilbogen, deren Pfeile sich durch die dicksten Konservenbüchsen bohrten.

Selbstverständlich hatten wir „Geheimnisse“, Dinge, die außer uns keine Rothaut, geschweige denn ein Bleichgesicht erfahren durfte, vor allem, wenn wir mit ehernem Bronzegesicht um unser Lagerfeuer saßen und die „Friedenspfeife“ umging. Und obschon es uns manchmal grün und gelb vor Augen wurde ob des „beizenden Tobaks“ — der Rauch wurde dennoch nach indianischem Ritual feierlich in alle vier Himmelsrichtungen geblasen. In der Befolgung des „Wakan-Tanka“ nämlich waren wir unerschütterlich.

Unsere Jagdgründe befanden sich am Dransdorfer Bach (der nun in jener Gegend unterirdisch sein „heiliges Gewässer“ dahergurgelt). Für uns aber war es nicht der Dransdorfer Bach, für **uns** weitete sich das Bächlein zum urwaldumstandenen Missouri. Dort, auf einer riesigen Kopfweide, hockten wir stundenlang und hielten „Kriegsrat“, manchmal unterbrochen von einem warnenden „Howgh“ (sprich Hugh oder Hau), wenn unser grimmigster Feind, „de Feldschötz“ (Feldhüter) oder sonstige Bleichgesichter in der Nähe waren. Feierlich ertönte dann zum Schluß der Häuptlingsansprache sein „Ich habe gesprochen!“ Worauf wir großen Krieger zum Zeichen des Gehorsams und der Kampfbereitschaft die Rechte auf die rauhe Männerbrust legten.

Eines allerdings machte uns Kummer: Unser Siouxstamm war frauenlos. Und obwohl wir eine tiefgründige Verachtung dem weiblichen Geschlecht, den „Squaws“, entgegenbrachten und nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten, weil sie unserem verwegenen Indianerberuf einschließlich Lassos, Tomahawks und Friedenspfeifen kein, aber auch gar kein Verständnis entgegenbrachten — **Squaws** aber gehörten eigentlich zu einem ordnungsmäßigen Indianerstamm.

Und so verkündete Mato-Si, „Der gelbe Bär“, unser Häuptling, eines Tages mit dumpfer Grabesstimme: „Me mösse Sqaws han!“ (Wir müssen Frauen haben!) Murmelnd und mit feierlichen Gebärden legten wir zum Zeichen des Einverständnisses die Rechte auf die Brust. — — —

Wie wir zu den „Squaws“ kamen, darüber ein andermal mehr.

Erinnerungsreich:
Ihr
Grünspan.